

Osttiroler Heimatblätter

Halbmonatliche heimatkundliche Beilage der „Tiroler Nachrichten“.

Nummer 7.

Siens, Samstag den 12. Juli 1924.

1. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Geschichte von Osttirol im Grundriß. Von Univ.-Professor Otto Stolz, Innsbruck, (6. Forts.)
Professor Augustin Unterföhrer.
Bildhauer Johann Patexer.
Der Knecht, Herr Weibl. Von E. Angerer.
Ein Soetla of Danit. Vom alten Nag.
Die Frohnigalm. Von M. Wurnig.

Geschichte von Osttirol im Grundriß.

Von Prof. Otto Stolz.

6. Das Freigebiet Innichen.

Wir sahen bereits im 4. Abschnitt, wie die Gegend der Wasserscheide von Welsberg bis Nitzas mit dem Mittelpunkt Innichen durch Verleihung des Staatsoberhauptes von Bayern in den Besitz des Hochstiftes Freising gekommen ist. Gestützt auf diesen Innicher Besitz hat Freising auch im südlich benachbarten italienischen Gebiet Landerwerb gemacht, durch kaiserliche Verleihung gewann es die Grafschaft Cadore, allein es gelang ihm nicht, diese Rechtstitel dauernd festzuhalten und auszuwerten. Nach einem allgemeinen Brauche des mittelalterlichen Verfassungsrechtes erhielten die Hochstifter und Stifter auf ihren Ländereien, wenn diese eine größere Ausdehnung besaßen, Befreiung von der Amtsgewalt der Grafen und deren Angestellten; man nannte diesen Zustand und das betroffene Gebiet selbst Immunität, d. h. Freiheit. Auch Freising ward dieses Rechtes für Innichen und Umgegend teilhaftig, wenn auch die Urkunde Kaiser Otto I., die dies verfügte, erst im 12. Jahrhundert angefertigt worden ist. Allein das Stift bedurfte doch wieder eines weltlichen Amtsträgers, des Vogtes, um durch ihn die grafchaftlichen Verwaltungsbefugnisse ausüben zu lassen. Die Vögte erhielten mit der Zeit an ihrem Amte ein erhebliches Recht und entwickelten so aus demselben eine Herrschaft über das Gebiet der Immunität. Das Hochstift Freising vermochte seine Immunität zu Innichen nur zu schützen, indem es die mächtigsten Dynastien der Nachbarschaft zu seinen Vögten annahm, so seit der Mitte des 12. Jahrhunderts die Grafen von Moriz, dann die Grafen von Andechs, zugleich Inhaber der Grafschaft im Pustertal, später die Grafen von Tirol und seit 1271 jene von Görz. In deren Händen wurde der ursprüngliche Sinn der Vogtei ganz umgewandelt, die schon lange sich anbahnende Entwicklung fand ihren förmlichen Abschluß durch den Vertrag vom Jahre 1285, laut dessen die hohe und allgemeine Gerichtsbarkeit, mithin die Landeshoheit über das alte Freigebiet von Welsberg bis Abfaltertsbach, das „Land“ (provincia) Innichen, dem Grafen von Görz und dem Hochstifte Freising nur die niedere Gerichtsbarkeit über seinen wirtschaftlichen Grundbesitz zustehen sollte. Dieser war auf die so genannte „Hofmark“ Innichen, annähernd gleich der heutigen gleichnamigen Gemeinde, und einzelne verstreute Güter in der Umgebung zusammengeschwunden. Aus dem „Land“ Innichen bildeten aber die Grafen von Görz die Gerichte Welsberg und Heimfels.

Die im Jahre 769 von Deutschen noch unbewohnt geschilderte Gegend von „Inbia“ wurde in der Folgezeit rasch der deutschen Einwanderung erschlossen, in den Brigner Traditionen erscheinen um das Jahr 1000 Ort-

1) Vgl. E. Wiedemann, die Hofmark Innichen (1908)

schaften wie Silano (Sillian) und Tiliun (Tillach). Auf eine Schenkung Kaiser Ottos des Ersten führte das Stift sein Recht auf fast alle Almen in der Umgegend zurück, darunter auch in Balgrato (Billgraten) und Kartitsa (Kartitsch). Das oberste Gailtal gehörte also schon damals über die Wasserscheide hinweg zum Pustertal. Waren vielleicht damals Kartitsch und Billgraten noch Almgebiete ohne ständige Ansiedlung, so sind seit dem 12. Jahrhundert sicher solche hier entstanden. Aber schon vermochte Freising nicht mehr allein die Arbeitskräfte für die fortschreitende Besiedlung aufzubringen, laut Urkunde von 1140 erhielt der Vogt des Stiftes das Recht, Neubodungen in Billgraten vorzunehmen und dort seine Bauleute anzusetzen; wir wissen, daß aber auch die Edlen von Taufers in jenem Tale Grundbesitz erworben haben. Das sind Fingerzeige, wie die geistlichen Grundherrschaften ihr ursprüngliches Landmonopol später eingebüßt haben, weil sie es zu ihrer Zeit nicht voll auszunützen vermochten.

Das alte Benediktinerkloster Innichen ward um die Mitte des 12. Jahrhunderts in ein weltliches Collegiatstift verwandelt und gegenüber dem Hochstift Freising fast unabhängig. Das Stift Innichen war während des Mittelalters die angesehenste Bildungsstätte in der Görzischen Grafschaft Pustertal und Siens; es gab da eine deutsche und eine Lateinschule, die etwa einer heutigen Volks- und Mittelschule entsprachen.

7. Osttirol als Teil der gefürsteten Grafschaft Görz. (ca. 1250 — 1500.)

Wir sahen, schon im 11. Jahrhundert bestanden verwaltungsmäßige Verbindungen zwischen der Grafschaft Lurn des Herzogtums Kärnten und der Grafschaft Pustertal des Herzogtums Bayern. Diese Beziehungen wurden im 13. Jahrhundert wieder ausgenommen und dauernd gemacht.

Wichtige landesrechtliche Neubildungen waren inzwischen im Gebiete der mittleren Alpen herangereift. Graf Albert von Tirol, der die Grafschaft im Binschgau und um Bozen vom Hochstifte Trient, jene im Eisacktal vom Hochstifte Brixen zu Lehen hatte, erhielt im Jahre 1248 infolge des Aussterbens der Grafen von Andechs auch deren Grafschaft im Juntal und Pustertal, die ja beide auch Lehen von Brixen waren. Albert hatte aber keine Söhne, seine ältere Tochter Adelheid war mit dem Grafen Meinhard von Lurn und Görz (in der Geschichte Tirols als Meinhard der Erste gezählt), die jüngere Elisabeth mit einem Grafen von Hirschberg verheiratet. Der Landbesitz Alberts von Tirol fiel nun bei dessen Tode (1253) an seine Töchter und deren Gatten und diese teilten ihn dann so, daß Meinhard alles Land südlich und östlich der Holzbrücke, die in der Gegend der Franzensfeste über den Eisack führt, erhielt. Damit war das ganze obere Eisackgebiet außer des Sturzinger Beckens und das obere Draugebiet unter einer Landesherrschaft vereinigt. Aber schon Meinhards I. Söhne, Meinhard II. und Albert konnten sich auf eine gemeinsame Regierungsform nicht einigen und teilten im Jahre 1271 neuerdings. Diesmal ward die Mühlbacher Klause, die alte Grenzmark zwischen den Grafschaften Nori- und Pustertal, als Scheide bestimmt. Das Land westlich davon, das Eisack- und Gailtal, das alsbald mit dem Juntal sich wieder zusammenschloß, bildete, wie die Teilungsurkunde von 1271 selbst sagt den „comitatus et dominium Tyrolis“, d. h. die Grafschaft und Herrschaft Tirol, das Land östlich von Mühlbach, das

Pustertal, der Lurngau und die Besitzungen im Friaul und Krain den „comitatus et dominium Goricie“, d. h. die Grafschaft und Herrschaft Görz. Damit erhalten jene Landbesitzer zum erstenmal einen zusammenfassenden, staatsrechtlich einheitlichen Titel.

Bei allen diesen Veränderungen verfügten die Grafen von Tirol und Görz über ihre Grafschaften, Vogteien, Vasallen und Grundbesitze wie über ihr Eigentum und fragten nicht darnach, daß sie oder ihre Vorfahren diese Rechte nur als Auftrag und Lehen erhalten hatten. Ihre ehemalige Amts- und Lehensstellung wandelte sich, wie sich dies in ganz Deutschland im Laufe des 13. Jahrhunderts vollzog, in eine Herrschaftsstellung, aus der Summe der verschiedenen Amtsrechte, unter denen allerdings die Grafschaft die eigentliche Grundlage bot, erwuchs die Landeshoheit als ein einheitliches, sachlich unteilbares Ganzes, die Grafen wurden Landesherren zu eigenem Rechte. Dafür verblästen die alte Amts- und Lehenshoheit der Bischöfe von Brixen über die Grafschaft Pustertal, jene des Herzogtums Kärnten über die Grafschaft Lurn und des Hochstiftes Freising über das Immunität- oder Freigebiet von Innichen seit dem 13. Jahrhundert immer mehr, sie wurden Formsache oder gerieten ganz in Vergessenheit gegenüber der neuen Landesgewalt der Grafen von Görz. Seit etwa 1350 erkennen diese kaiserliche Urkunden ohne ausdrückliche Erhebung als Reichsfürsten an, ihrem Lande gegenüber, das dadurch auch reichsunmittelbaren Rang erhielt, galten sie als Landesfürsten.

Urkunden vom Jahre 1177 und 1207 rechnen ausdrücklich Orte des Lurnganges und der Sienser Gegend, wie Amlach, St. Johann im Walde und Lengberg zum Lande Kärnten. Zum letztenmale wird in einer Urkunde von 1253 die Sienser Klause — in der Enge des Drautales westwärts oberhalb Siens — als Kärntner Landesmark bezeichnet. Seither verlierten sich für das Sienser Gebiet solche Angaben, das Gefühl der Landeszugehörigkeit zu Kärnten verbläste hier allmählich gegenüber dem neuen Landesbegriff der gefürsteten Grafschaft Görz. Auch der alte Gauname Lurn im alten Sinne gerät außer Gebrauch. In den Verträgen des 14. Jahrhunderts wird die „Herrschaft“ oder „Grafschaft im Pustertal und zu Siens“ als einer der selbständigen Hauptteile der Görzischen Lande aufgeführt und ihren anderen, der „Palzgraafschaft zu Kärnten“ und der „Grafschaft oder dem Fürstentum Görz“ im engeren Sinne, d. i. in Friaul, Krain und in der windischen Mark, gegenüber gestellt. Der Name „Pustertal“, der früher nur das Siensgebiet bedeutete, beginnt sich damit nach Osten vorzuschieben und die neue Landesbildung zu decken. Die Dreiherrnspitze, deren Name im 16. Jahrhundert schriftlich erscheint, hat diesen wohl schon etwas früher erhalten, weil dort das Landesgebiet der Grafen von Görz, der Erzbischöfe von Salzburg und der Grafen von Tirol mit den Tälern Deffereggen, Pinzgau und Murn aneinander stießen. So hatten sich endgültig drei Länder und Reichsfürstentümer jüngeren Ursprunges an der Grenze der alten Stammesherzogtümer Bayern und Kärnten herangebildet und deren noch stehen gebliebene Restkörper, die Landesherrschümer gleichen Namens, weit auseinander geschoben.

(Fortsetzung folgt.)

Professor Augustin Unterföcher†

Herr Augustin Unterföcher, Gymnasialprofessor in Ruhe, ist am 21. Juni 1924 nach kurzer Krankheit ruhig entschlafen. So was laut einer aus Graz eingetroffenen Mitteilung in der vorliegenden Nummer der „Tiroler Nachrichten“ zu lesen.

Es wäre aber unüberwindliche Undankbarkeit, unseren lieben Landsmann und eifrigen Gelehrten mit dieser kurzen Todesmeldung von uns Abschied nehmen zu lassen, es ist vielmehr Pflicht, jeden Großen eines Volkes zu ehren und der Nachwelt in pietätvoller Erinnerung zu erhalten zu suchen. Mit diesen Zeiten möge ein schlichtes Gedächtnisblatt auf den frischen Grabeshügel Unterföchers gepflanzt werden, das mit treuer Liebe an seiner Osttiroler Heimat hing und als einer der ersten erspriessliche Heimatforschung betrieb.

Geboren am 12. September 1844 zu Amlach („Stoffeler“) kam das talentierte Wübel an das Gymnasium zu Brigen. Nach glänzend abgelegter Reifeprüfung wurde die Universität bezogen, wo Unterföcher dem Studium seiner Lieblingsfächer Griechisch und Latein mit seltenem Fleiße oblag. Nach einer kurzen Supplentur in Komotau kam er als Professor 1877 nach Leitmeritz, dann nach Eger und endlich 1898 nach Triest, wo er 1905 in den Ruhestand trat. 1909 übersiedelte er nach Graz, um dort sein arbeitsreiches Leben abzuschließen.

Alle Jahre zog es ihn in den Ferien in seine engere Heimat, die er mit hell sehenden Augen durchzog, leutselig und freundlich mit jedermann, an Freud und Leid seiner Dorfgesossen innigen Anteil nehmend.

Unterföcher war Mitphilologe, die Sprache der alten Griechen und Römer war sein Lehrfach. Daher lag es nahe, daß er sich bei seiner gelehrten Gründlichkeit auch der allgemeinen Sprachen- u. Namenforschung hingab und sich bei seiner Heimatliebe gerade Osttirol als diesbezüglichen Wirkungskreis auswählte. Er schreibt: „Ohne Widerrede sind wir Tiroler ebenso von gewaltiger Liebe zu unseren Bergen erfüllt, wie uns ein schier unaufhaltbarer Trieb, die Geheimnisse des Landes und der Injassen, der jetzigen und der dahingegangenen, zu ergründen, fast nie zur Ruhe kommen läßt. Darum fühlt es jeder Tiroler als etwas selbst gegebenes, daß auch in dieser Frage die zünftigen und die nicht zünftigen Forscher sich eingestellt haben und noch immer sich herandrängen, um bis zur hellsten Helle diesen Gegenstand aufzuklären.“

Und tatsächlich, gründlich genau, bis in das Kleinste zerlegt, muß Unterföchers Arbeit bezeichnet werden. Schon die Namenforschung für sich und im Besonderen in Osttirol, wo ja so viele nationale Elemente aufeinander treffen und sich miteinander vermischen, ist ein äußerst mühevolleres Unternehmen, das einen klaren hellen Geist, unermüdblichen Fleiß und unererschöpfliche Geduld erfordert und bei der Verschiedenheit der Meinungen manche bittere Gegnerschaft hervorruft. Unterföcher ging ungeachtet vieler Anfeindungen seinen geraden Weg, trug emsig wichtiges Material aus Urkunden zusammen und verarbeitete dasselbe mit Hilfe seines reichen Fachwissens. Wie als Mensch war er auch als Gelehrter voll Bescheidenheit, ließ auch anderer Meinung gelten, oder wenn er widersprach, geschah es in einer freien, aber strikten Art, ohne zu verletzen. Aus der ergiebigen Fülle seiner Schriften mögen nur einige erwähnt werden, die auf Deutung von Osttiroler Tal-, Fluß- und Ortsnamen Bezug nehmen:

„Rätomanische Ortsnamen aus Pflanzennamen.“

„Wie man in Tirol in früherer Zeit die Teile der Gemeinde oder die Gemeinden selbst benannte.“

„Zur tirolischen Namensforschung.“

Ausgehend von der Einsicht, daß sich der Namensforscher auch mit anderen Wissenszweigen, die auf die Vergangenheit zurückzuführen, zu beschäftigen habe, um ein klares Bild aus seiner Arbeit zu schaffen, befaßte sich Unterföcher auch mit allgemeiner Altertumskunde, wozu der Tiroler Döbner mit seinen reichen Funden aus der Römerzeit vielseitige Anregung bot.

Mit A. B. Meyer gab Unterföcher die bisherigen Ergebnisse der Ausgrabungen von Agunt in einem gründlichen Werke „Die Römerstadt Agunt“ heraus, das auch sonst wertvolle Notizen über Osttirol enthält und als solches Heimatbuch zu empfehlen ist.

Prof. Unterföcher zählt zu den ersten Erforschern unserer Osttiroler Heimat. Dafür, daß er in treuer Heimatliebe sein Bestes, sein Wissen, selbstlos und rätlich in den Dienst unserer Heimat stellte und auch persönlich ein hochachtbares, edler Mensch war, sollen wir ihm ein treu dankbares Gedenken immerdar.

Bildhauer Johannes Paterer.

Es gehört sicherlich zu den ersten Pflichten der „Heimatblätter“, mit Namen, Leben und Werken der heimischen Künstler, jener Edelsten des Volkes, bekannt zu machen. Osttirol ist nicht arm an solchen, ihre Werke sprechen noch zu uns vom Geiste und Fleiß ihrer Schöpfer. Aber ihre Namen kennt man schon vielfach gar nicht mehr, oder sie drohen doch, in Vergessenheit zu geraten.

Einer, dessen Name sozusagen schon der Vergessenheit anheimgefallen ist, der aber doch einer der besten Künstler Osttirols war, ist Johannes Paterer, der Mann, dessen Namen und Andenken zu retten diese Zeilen bestimmt sind. Er soll aus Döllach stammen (heute eine Route der Pfarrgemeinde Hopfgarten i. Def.; damals im 18. Jahrhundert noch zur Pfarre Matri i. O. gehörig), soll dann in Seblas (eine Viertelstunde unterhalb Matri an der Straße nach Venz) und später in Venz gearbeitet haben, wo er auch gestorben sein soll. Die einzige mir bekannte geschichtliche Nachricht über ihn bringe ich im Verlaufe des Aufsatzes, alles Uebrige ist nur Tradition.

Sein bestes Werk ist wohl die Statue des hl. Sebastian in der Pfarrkirche von Matri, welche bei Prozessionen von vier Schützen in Nationaltracht getragen wird, sonst aber ihren Platz in der Kirche (Epistelstiege) ungefähr gegenüber der Kanzel hat. Dort sehen den jungen Krieger, bis auf ein schmales Lententuch entblößt, an einen Baumstrunk gebunden, der Gesichtsausdruck zeigt bereits den Eintritt des Todes an. Ein oberhalb schwebender Engel hält einen Lorbeerkranz über den Kopf des heiligen Martyrers, während ein zweiter zu seinen Füßen stehend damit beschäftigt ist, die Pfeile aus dem Körper des Heiligen zu entfernen. Prof. Hammer, Kunsthistoriker in Innsbruck, hält dieses Werk für eine der schönsten Sebastiansfiguren des 18. Jahrhunderts. Anatomie, Gesichtsausdruck, Gesamtgruppierung zeigen ein wirklich reiches Künstlertum. Doch dürften (nach Prof. Hammers Urteil) die beiden Engel nicht vom Meister selbst stammen; tatsächlich sind sie im Verhältnis zu dem anatomisch so fein geformten Körper des Heiligen auffallend plump und pagig, wohl mehr, als der Barock es selbst bei den Engelsgestalten liebt.

Sicherlich stammt auch die Antoniusgruppe (im Hintergrund derselben Kirche unter dem Musikchor aufgestellt) von Paterer. Der kniende Heilige, dem während des Gebetes das Jesukind mit dem Kreuze in der Hand erscheint, zeigt dieselbe edle vergeistigte Lieblichkeit des Gesichtes, die am Sebastian so anziehend wirkt, auch die 4 Engel können ihre Herkunft aus der Werkstatt Paterers nicht leugnen. Klott und malerisch wirkt die ganze Gruppe.

Etwas steifer, nicht so lebendig und leicht beschwingt, erscheint der hl. Josef (ebenfalls unterhalb des Musikchores). Doch dürfte man kaum fehlgehen, auch ihn demselben Meister zuzuschreiben. Der Entstehungszeit nach fällt er in die Schöpfungsperiode Paterers. (Konservator A. Egger in Brigen ließ in Betreff des hl. Josef die Frage unentschieden, während er den hl. Antonius unbedingt als ein Werk Paterers erklärt.)

Von anderen, starker aus der Hand Paterers stammenden Werken sind noch zu erwähnen der hl. Johannes v. Nepomuk, betend vor dem Kreuze, das ein schwebender Engel hält,

im sog. Rötterle), (ein Bildstock an der Straße nach Venz, 5 Minuten unterhalb des Marktes) und das als „Huben-Marter“ bekannte Kreuz an der Deferegger Straße oberhalb Huben. Wenige von ihnen, die nach Defreggen gehen, verläuteln es, vor diesem Kreuze ein paar Gebetshäuser zu beten. Es ist aber auch ein Werk, wie man es selten findet. Unbewußt fühlt das Volk, der einfache Mann, den Zauber, der von diesem wahrhaft edlen Bilde ausgeht, fühlt auch den Glauben und die Liebe, die in dem Künstlerherzen lebendig sein mußten, um solch ein Werk zu schaffen und deshalb kommt es auch heute noch mit Vertrauen zu diesem Kreuze. Frei von jeder fragenhaften Verzerrung und Blutrünstigkeit, wie sie so oft während, ja abschließend an Kreuzen wirken, ist der Körper auch hier wie bei allen genannten Paterer-Figuren anatomisch korrekt und fein behandelt; von überwältigender Majestät und Erhabenheit ist das im Tode nach rückwärts gesunkene (und deshalb von der Straße aus leider nur schwer zu beobachtende) Haupt des Heilandes — Erhabenheit, wie sie nur Künstlergeist dem Holze einhauchen kann. Ein Fehler, unter dem das Bild merklich leidet, ist die starke, anscheinend öfter wiederholte Uebermalung.

Das erste und einzigmal finde ich den Namen Paterer unter den Baurechnungen der Matrier Pfarrkirche. Die Belege zum Jahre 1784 enthalten eine Rechnung des „Johannes Paterer, Bildhauer in Venz“, folgenden Wortlautes:

„auf die Kanzel geschnitten den guten Hirten mit zwei Lempeln, so beinviertel Schuech groß, so sauber und fleißig gemacht	8 fl.
Auch vier (4) sizente Rindl eines Dreiviertel Schuech	14 fl.
Der h. Geist geht darinn.	22 fl.

So besitz also die Pfarrkirche von Matri außer den erwähnten Werken des Künstlers auch noch andere aus dessen Hand, die Figuren am Kanzelbach: den guten Hirten, vier Engel und einen Gratts-hl. Geist.

Es ist kaum glaublich, daß Paterer, in Venz ansässig, nur für Matri gearbeitet habe; sicherlich fanden sich auch in Venz und dessen näherer und fernere Umgebung verschiederer seiner Werke. Deshalb ergeht an alle Kunst- und Heimatfreunde die Bitte, den Werken dieses heimischen Künstlers nachzuspüren und durch Veröffentlichung oder sonstige Mitteilung mitzuhelfen, eine Lücke im Tiroler Künstlerikon (das in Neuauflage erscheinen soll) auszufüllen; denn das alte Tiroler Künstlerikon kennt den Namen Paterer nicht, während sonst jeder „Tirolmaler“ darin seinen Platz hat. Auch dem Museum in Innsbruck ist Paterer unbekannt mit Ausnahme einer Erwähnung in einem Venzner Führer Rohrachers. (Abbildungen seiner Werke: Sebastian, Antonius, Johannes können durch die Schriftleitung der Heimatblätter verlangt werden und werden kostenlos Kunstfreunden, Pfarrämtern und allen jenen überlassen, die sich für den Künstler interessieren und zur Rettung seines Andenkens beitragen wollen.)

†) Anmerkung. Dieses Bildstock ist nebenbei bemerkt — ein sehr alter Bau; schon 1544 wurden einem Zimmermann — laut Kirchenrechnung — 15 Kr. ausbezahlt „für sein Arbeit von wegen des Tachs am Rötterle in der Tratten“. Nach Errichtung der heutigen Tratten-Kapelle 1756 wird das Rötterle auch die „Kapelle an der oberen Tratten“ genannt.

Der Knecht, Herr Weidl.

Zweimal nun haben uns die Heimatblätter ein Stück heimischer Volksdichtung besichert: Den Grundschnofner Frij und das Hochzeitladn. In beiden treten Volksgestalten auf, die sich der Leser ohne Schwierigkeit als heute noch lebend vorstellen kann, für die er etwa auch im ländlichen Bekannntkreise einen wohlpassenden Darsteller wählte. Anders das Vieh, das uns eine achtzigjährige Matrierin vorlang, hellauf, wie sie's vor sechzig Jahren auf der Alm gesungen hat:

Der Knecht, Herr Weidl, wollt Reiter wern.
Hat er ja la Ross, hat er ja la Ross,
Wie wollt' er's denn reitn?
Die Mueiter nimbt an altes Turen-Gschloß
Macht dem Weidl draus a Ross.
Hiez mei Weidl, mei Weidl
Magst Reiter wern.

Der Knecht, Herr Weidl, wollt Reiter wern.
Hat er ja lan Sattl, hat er ja lan Sattl,
Wie wollt' er's denn reitn?
Die Mueiter nimbt an alte Schmalz-Gstättl
Macht dem Weidl draus an Sattl,
Hiez mei Weidl, so mei Weidl
Magst Reiter wern.

Der Knecht, Herr Weidl, wollt Reiter wern.
Hat er no kan Jam, hat er no kan Jam,
Wie wollt' er's denn reitn?
Die Mueiter nimbt an altn Rittl-Bram,
Macht dem Weidl draus an Jam.
Hiez mei Weidl, so mei Weidl
Magst Reiter wern.

Der Knecht, Herr Weidl, wollt Reiter wern.
Hat er no kan Stiefel, hat er no kan Stiefel,
Wie wollt' er's denn reitn?
Die Mueiter nimbt an altn Rührkübel,
Macht dem Weidl draus an Stiefel.
Hiez mei Weidl, so mei Weidl
Magst Reiter wern.

Der Knecht, Herr Weidl, wollt Reiter wern.
Hat er no kan Mantel, hat er no kan
Mantel,
Wie wollt' er's denn reitn?
Die Mueiter nimbt an altn Ruchl-Tür,
Macht dem Weidl draus an Stiefel.
Hiez mei Weidl, so mei Weidl
Magst Reiter wern.

Man gestatte einige Bemerkungen zu dem
Funde. Zunächst, was ist das Ganze? Ein
Spottlied auf einen über seinen Stand hinaus-
wollenden Knecht. Aber ein Knecht, der Rei-
ter werden will? Ins zwanzigste, ins neun-
zehnte, ins achtzehnte Jahrhundert paßt der
nicht, dort müßte ihn der Spötter etwa Schrei-
ber, Kellner, oder sonst irgendwie „Stadner“
werden lassen. Aber er will Reiter werden.
Das führt uns weit zurück, gegen die Mitte
des 13. Jahrhunderts. Um diese Zeit be-
gannen die Bauern das Rittertum in Tracht
und Gebräuchen nachzuahmen. Ritter Reib-
hart von Reuenthal, in Bayern geboren, meist
in Oesterreich lebend, für unsere Gegend also
einigermaßen verlässlich, schildert das Bauern-
leben jener Zeit und den Kleiderluxus der
Bauernburschen also: „Blechhandschuhe ziehen
sie an zum Tanz, Eisenbuckel binden sie sich
aufs Haupt, an den Füßen tragen sie Sporen,
die sie mit Schellen behängen wie die Nar-
ren; wenn sie keine Eisenbuckel haben, setzen
sie sich eine Haube mit lang herabhängen-
den Schnüren auf, an deren Enden des Wohl-
geruchs wegen — Muskatnüsse hängen. Doch
leider „vil dörrerlich stat allez sin geruchte,
daz er treit. (Dörrlich, tölpisch, steht all seine
Rüstung, die er trägt.)

Bauernritter spielen, Reiter mit Ross und
Rüstung sein, war also Dorfmode geworden.
Lächerlich war diese Mode den älteren, ver-
ständigen Leuten. In diesem Zusammenhang
gewinnt obiges Lied seinen natürlichen Hin-
tergrund. Auch der sorgfältige siebenzeitige
Strophenbau mit dem leichten, häßlichen
Rhythmus weist auf jene Zeit, in der Sang und
Harfe von der Rittersburg durch die Bauern-
stube in die Werkstatt wanderte. Sollte nun
wirklich unser Lied ein Kulturdokument aus
langer, grauer Vergangenheit sein, das nur
sein Sprachkleid der jeweiligen und heutigen
Mundart angeglichen hätte? Oder sollen wir
an Landsknechte, an Soldner späterer Jahr-
hunderte denken? Oder sind die Zusammen-
hänge vielleicht irgend sehr einfacher Natur,
und fehlt uns nur der Spürsinn, sie aufzu-
decken? Offene Fragen. Vielleicht gibt ein
Leser Antwort: dann der Wahrheit Ehre und
dem Forscher Dank.

Ob das Lied im Iseltal entstanden oder
„eingeführt“ sein mag? Wertvoller wäre uns
freilich letzteres; Ritter hätt's da bringen auch
gegeben, sehen ja noch die alten „Gschlößler“
herum, also gehen wir den Schluß, der in
unserer Frage paßt, bis einer kommt, der's
besser weiß.

Dem mundartfremden Leser sei anboten,
daß „Gstättl“ Schachtel heißt und daß der
Rittl-„Bram“ ein bunter Streif „verbrämt“
an der unteren Innenseite des Frauentodes
ist. — Zum Schlusse unsern Volksliedersamm-
lern die Bitte, sich nach „Nam' und Art“
und „woher der Fahrt?“ zu erkundigen, so
oft ihnen ein Lied begegnet, „sell isch a a we
hoagl“.
E. Ungerle.

Bin Soella af Danit.

Vom alten Naz.

Des größten Zuspruches unter den Isel-
taler Straßengasthäusern erreichte sich schon
seit Langem das vormals Schneberger'sche,
jetzt Heidenberger'sche Gasthaus in Ainet, all-
gemein bekannt unter dem Namen „Sattler“.
Nicht allein die stets gute Führung, sondern
auch andere Umstände müssen und werden mit-
gewirkt haben, den guten Ruf dieses Hauses zu
begründen und bis zum heutigen Tage zu
erhalten. Im Nachfolgenden werden wir einige
dieser Ursachen näher kennen lernen.

Als Sitz der Pfarngemeinde und Mittel-
punkt mehrerer Gemeinden, sowie wegen der
Möglichkeit, den ganzen Straßenverkehr zu
erfassen, war Ainet schon immer ein sehr
günstiger Platz für Gewerbetreibende und ge-
währte, als Durchzugs- und Uebernachtungs-
station für Fuhrleute und Fußwanderer, be-
sonders Gastwirten lohnenden Verdienst. Und
zum Sattler rief es jeden hinein, weil es
abwärts ging, wie die Leute sagten.

Mit seinem ebenerdiges Mauerwerk und
dem hölzernen Stockbau des ersten und ein-
zigen Stockes unterschied sich das Sattlerhaus
in gar nichts von den Bauernhäusern der
Umgebung. Erst in späterer Zeit wurden
einige Zubehöre hergestellt, aber das eigent-
liche Wirtshaus ist heute noch wie zu Groß-
vaters Zeiten: unverändert, schlicht u. einfach.

Schon der Hausname läßt vermuten, daß
derjenige, welcher hier eine Gaststätte errich-
tete, nebenbei das Sattlerhandwerk betrieben
haben wird. Wann dies geschah, ist mir nicht
bekannt, würde aber sicher leicht zu ergründen
sein. Wichtig erscheint jedoch, daß schon zu
Anfang des vorigen Jahrhunderts in Ainet
ein Sattlerwirt bestand, weil zur Zeit der
bairisch-illyrischen Herrschaft in Nitrol ein
solcher, namens Schneberger, nachweislich das
Amt eines Syndikus bekleidete, der in dieser
Eigenschaft unter andern sogar auch Fun-
tionen vertriebener oder flüchtiger Priester, wie
Trauungen u. dgl. verrichtet haben soll.

Viel älter mag wohl die Gastwirtschaft
beim sogenannten Aineten Wirte gewesen sein,
die in einem geräumigen und behäbigen Hause
betrieben wurde. Auch das war einmal ein
vielbesuchtes Gasthaus und ist bekannt wegen
der Hinrichtung des Wirtes Oblasser durch
die Franzosen im Jahre 1809. Hochzeiten
und Totenzehrungen wurden des Platzes wegen
meistens dort abgehalten, aber der sonstige
Verkehr des Lokal- und Straßenpublikums ver-
legte sich immer mehr zum Sattler. Schuld
daran mag wohl auch zum Teile der öftere
Besitzwechsel beim Wirte gewesen sein. Jetzt
ist das andere Gasthaus schon seit Jahren ge-
sperrt, da es dem Sattlerbesitzer gelang, das-
selbe an sich zu bringen und dadurch die Kon-
kurrenz auszuschalten.

„Bin Soella auf Danit tröfimmt uns,
gelt!“ oder „Woert af mi bin Soella!“

Solche und ähnliche Jurufe, die man von
Iseltalreisenden hin und hin zu hören bekam,
bekundeten hinreichend, daß das alte Haus
nicht nur ein Ayl müder und stärkeungsbe-
dürftiger Wanderer, sondern auch ein Treff-
punkt vieler Bekannter war, den man nicht
gut „links liegen lassen“ konnte. Freilich,
Frauen und Mütter sollen nicht immer gut
darüber zu sprechen gewesen sein, weil deren
Männer und Söhne doch gar zu gerne auf
den Sattler Wirtshausbänken „picken“ geblie-
ben sind. Indessen war es zumeist nichts als
fidele Iseltaler Gemütlichkeit, welche die Leute
so lange auf den Heimweg vergessen ließ.

Ein Original in seiner Art war der Sohn
und Designfolger des vorerwähnten Syn-
dikus, der Soella Anda der Aeltere, den viele
noch lebende Zeitgenossen sehr gut gekannt
haben. Viele Anekdoten werden heute noch

über seinen Umgang mit den Gästen erzählt.
Derb und urwüchsig waren seine Spässe und
Aufzählerien, die er stets mit einem solchen
Ernfte vorzubringen verstand, daß der davon
Betroffene oft nicht wußte, soll er in die
Höhe fahren, weinen oder lachen. Und doch
mochte ihn jedermann gerne leiden, auch die
Handwerksburschen, denen er ganz besonders
gerne „in die Krage stieg“.

Am köstlichsten zeigte sich aber bei ihm
der Schalk, wenn es sich darum handelte, recht
eingebildete und prozenthafte Menschen in die
ihnen gebührenden Schranken zu weisen. Wie
vortrefflich er das verstand, möge aus fol-
gendem Beispiele ersehen werden:

Zur Winterszeit von einer Geschäftsreise
heimsahrend, kehrte einmal — wie dies ja
schon so üblich war — ein Defregger beim
Sattler ein, rannte ziemlich geschwollen und
und aufgeblasen im Gastzimmer umher und
rief stürmisch nach der gerade abwesenden Kell-
nerin. Nachdem er diesem sonderbaren Be-
nehmen eine Zeit lang zugehört hatte, näherte
sich der Wirt dem ungestümen Gaste händerrei-
hend und sich äußerst zeremoniell verbeugend:

„Verzeihen der gnädige Herr! Die Kell-
nerin hat gerade mit anderen Gästen zu tun;
aber ich bin der Wirt und gerne bereit, an
deren Stelle Ihre Wünsche entgegen zu neh-
men. Also womit kann ich aufwarten?“

Sehr von oben herab erwiderte derselbe
befehlend: „Etwas Warmes, aber sofort!“

„Ja sogleich, aber bitte sehr: Was wäre
denn etwa gefällig? Schweinsbraten wäre da,
frische Würste, auch Knödel sind bald fertig.
Und zum Trinken? Vielleicht ein Krügl frisch
angeschlagenes Bier oder ein Seidl Tisch-
länder?“

„Ach was, das dauert mir alles viel zu
lange und trinken mag ich jetzt überhaupt
nichts; bringen Sie mir einfach rasch etwas
warmes!“

Der alte Ander, der seinen Mann kannte
und ziemlich genau wußte, daß dessen Moneten
höchstens für einen Teller warme Suppe lang-
ten, machte abermals eine regelrechte Ver-
beugung, wackelte mit seinem mächtigen Kropfe
in die Küche und brachte auf einem hübschen
Porzellanteller — glühende Kohlen. —

Etliche Minuten vor der Drifschast er-
richtete der Sattler einen Natureissteller, be-
pflanzte den Platz mit Bäumen und eröffnete
dort eine Sommer-Jausenwirtschaft. Des stets
frischen Bieres wegen und weil das Plätzchen
so lauschig war, fehlte es an schönen Sommer-
nachmittagen niemals an Gästen; an den
Wochentagen waren es Stadtlinger u. Fremde
und an Feiertagen Bauersleute aus der
näheren und weiteren Umgebung.

Mit ernsthaften Gesprächen, Regelscheiben,
Singen, Tanzen, Scherzen, Ranggeln, mit-
unter auch etwas Stänkern, Streiten und
Kaufen vertrieb man sich die Zeit und —
wenn nicht ein Gufregen der Unterhaltung
ein vorzeitiges Ende bereitete — war der
Nachmittag im Nu herum. Fortsetzung folgte
dann meistens noch beim Sattler.

Auch bei Andra Schneberger II., der
übrigens das getreue Ebenbild seines Vaters
war, wurde das Gasthaus in gleicher Weise
weiter geführt. Leichtlebig und doch geschäfts-
tüchtig, wie er war, stand er bei jedermann
in gutem Ansehen. Nebst der Gastwirtschaft
und größeren Dekonomie betrieb er auch einen
Gemischwaren-, Getreide- und Holzhandel.
Wo es lustig zuging, namentlich bei Gesang
und Tanz, war der Ander selbst in seinen
reiferen Jahren noch gerne dabei. Aber in
einer Hinsicht unterschied er sich halt doch
wesentlich von seinem Vater. Er sagte nämlich
den Leuten weniger Grobheiten, glossierte sie
aber umso mehr, sobald sie ihm den Rücken
gekehrt hatten.

Waren einmal die Gemüter durch reich-
lichen Alkoholgenuß in die richtige Stimmung
versetzt, gab's zur Abwechslung auch mitunter
Liebe. Dies traf fast immer dann zu, wenn
sich Sonn- und Schattseitner, entweder reitn
aus jugendlichem Uebermute oder auch sonst
aus irgend welchem Anlasse zu hänseln be-
gannen. Nicht selten bestand die Ursache solcher
Zwistigkeiten darin, weil sie es nicht unter-
lassen konnten, einander „ins Gäu zu gehen“,
oft war es aber reiner Kraftüberschuß und
Machthunger, wie es die heutigen Diplomaten
nennen würden.

Gefährlich pflegte es gewöhnlich dann zu werden, wenn beim einen Tische die Köpfe zusammengesteckt wurden und einer den Auftrag erhielt, zum Gegenstücke einen Truppreim hinüber zu singen. Natürlich wäre es als Feigheit angesehen worden, wenn der Beauftragte abgelehnt hätte. Und so wurde halt aus Veratemwohl — meist aus dem Stegreife — ungefähr Folgendes, nach der Schnabenhüpfarie, hin und her gesungen:

„Dös Sunnseitnasegn,
Seids deckt nit sou stolz!
Mia Endanbochbueb'n
Dem jo a nit va Holz.“

„Woes moant den do entn
Dea Schooheitnastlöd?
N gschaidisch maas richtig!
Mia gangitt wöd.“

„Jo 's hintaweats gien
Nicht holt Sunnseitnabrauch:
Bachwindits lei gschwind
Sischt fliegts olle af'n Bauch!“

„Oho, mei liebs Mandl!
Wom tem mias nit moan:
Qui aufa da Wöschte,
Stich a groeß oda kloan!“

Diese letztere Herausforderung war dann der Auftakt und fast immer das Signal für die erste Ohrfeige, der unmittelbar Kopfnüsse und Rippenstöße in reicher Menge folgten. Auch Stuhlhagen hörte man alsbald krachen, aber Stich- und Schußwaffen kamen nie in Verwendung, was zur Ehre unserer Altvordern festgesetzt werden muß.

In solch kritischen Augenblicken zeigte sich aber der Wirt der Situation stets gewachsen. Oft genügte schon sein Dazwischentreten und mündliches Vermitteln. Fruchtete das nichts, ergriff er die ärgsten Stänkerer kurzweg beim Kragen und beförderte sie an die Luft und für den Fall, daß auch das nichts nützte, hatte er gewöhnlich noch ein gesülftes Wasserschiff bei der Hand, durch dessen Gebrauch der Friede unfehlbar wieder hergestellt wurde. Nachher hielt er den Kampfahnen fast immer noch eine saftige Standrede:

„Lausbueb'n, brödig'n! Woes ischt ent den wieder amol eingsoel, heunt ze raffn, wo's sou luschtit groeß'n ischt? Teufel seib is decht ane Stoanöl, nett wie de Widdalin entn af da Trottn! Schaugts hea, wie viel is ma Stuefliche ogebroucht und Glosa dachlogn hobt! Und east dei Houje, Pause! Da wub'n bis unti vanonda: gösch lei gschwind zi da Rane und loß dr a meinige göbn! Und du Joggel göehst in de Ruchl 's Bluet omoschn! Na, wenn is lei oamol gschaida werit; gelt fälltane Gschichtn mocht is ma hiez decht koane mea! Oba hiez sing ma wieder vons: „Und's Wögal ischt stiel und hoandwäg.“

Und, als ob gar nie ein Wässerchen getrübt gewesen wäre, sang Freund und Gegner wieder mit.

Ihm ebenbürtig war seine Frau Anna. Auch sie war eine gute Herbergsmutter und praktische Wirtin, die ebenfalls ab und zu einen Spaß verstand. Hart genug trug sie an dem frühzeitigen Hinscheiden ihres Mannes.

Die kinderlose Witwe heiratete nach einiger Zeit wieder und zwar einen Mann, der gerade hier das richtige Feld fand, nicht nur seine praktischen Kenntnisse, sondern auch seine gesellschaftlichen Talente zu verwerten. Einige lobenswerte Eigenschaften desselben verdienen aber besonders hervorgehoben zu werden. Als großer Naturfreund pflegte er nämlich mit Liebe und Verständnis die ausgedehnte Landwirtschaft und betrieb nebenbei noch mit viel Interesse Geflügel-, Kleintier- und Blumenzucht. Auch ist er als Ratgeber und Helfer in Viehnöten sehr gesucht. Ganz besondere Verdienste hat er sich aber als Gastwirt durch seine fabelhaft billigen Speisen- und Getränkepreise während der Kriegs- und ersten Nachkriegszeit erworben, wie auch Not und Elend selten vergeblich beim Sattler an-Klopffe.

Verschiedener Brände wegen, hat sich das Dorf Ainet im Laufe der letzten Jahrzehnte nahezu erneuert. Zu den wenigen Häusern, die alle Brandkatastrophen glücklich überstanden haben, zählt das alte Einkehrgasthaus: Soetta af Danit.

Die Frohnalm.

Von Alois Wurnig.

stark steigende Täler, welches 1 Stunde von Windischmair bei dem Weiler Gruben am rechten Ufer des Tauernbaches abzweigt. Der Tauernbach, vom Gletscher des Großvenedigers, vereinigt sich bei Windischmair mit seiner gletscherverwandten Schwester, der aus dem Birgentale tosenden Isel. Das Frohnital ist ungefähr 4 Stunden lang und erreicht an seinem Ende, wo der Gletscher auf die Talsohle herabreicht, beiläufig die Höhe von 1900 Meter. Das nordwestliche Ende dieses Almtales schließt sich dem zweitgrößten Gletscher der hohen Tauern, dem Schlattentees an, unweit des Großvenedigers, des Kristallkopfes und der Kristallwand, an welcher vorbei man über das Loben-, vulgo Lößen-Törl, nach Innergschloß, dem bekannten Aufstiege zum Großvenediger, gelangt. Von Windischmair aus dürfte die Frohnalm in vier- einhalb bis fünf Stunden zu erreichen sein.

Nun, welches Interesse bietet diese Alm? Sie ist besuchenswert, nicht wegen einer etwaigen herrlichen Fernsicht von hier aus, sondern wegen ihres hochgebirgigen, eigenen, wildromantischen Charakters und auch aus mineralogischen und botanischen Gründen.

Würde ja tatsächlich vor langer Zeit auf dem nördlichen Gebirgszuge dieses Tales Bergbau betrieben, wovon die Ruine eines ehemaligen Werk- und Schuphauses, das sogen. „Knappenhaus“ und der weit von draußen hereinführende Weg zu demselben Zeugnis geben. Der betreffende Bergwerksunternehmer, ein reicher Fremder, wurde, wie erzählt wird, das begonnene Werk wieder aufgeben, da ihm die Geäder „gar“ wurden. Wie ein Denkmal aus längstvergangenen Zeiten ruhet den Beschauer diese Berggrube inmitten der herrlichsten Alpenflora des Hochgebirges an.

Ungefähr eine halbe Stunde lang muß man ziemlich steil abwärts gehen, dann gelangt man zu den Almhöfen der Mitteldorfer Alm. Geht man von diesen einige hundert Meter weit taleinwärts, so erblickt man auf der anderen Talsohle, am rechten Ufer des Frohnitales auf einer herrlich grünen Matte die Zettacher Almhöfen. Ein überraschender Anblick! Man glaubt ein Städtchen zu sehen, welches ehemals den Kieselkindern der Hochgebirgsunholde als niedliches Spielzeug gedient hat. So regelmäßig und gleichmäßig stehen die ganz aus Stein gebauten Almhäuschen hinter- und nebeneinander da, sogar regelmäßige Gäßchen bildend. Die spitzen Giebel der steinernen Häuschen vervollständigen das Bild eines kleinen Städtchens, welchen Eindruck freilich die durch die Gäßchen springenden und grunzenden Bosfontiere zu verwischen bestrebt sind. Die beiden Almen, welche den im Birgentale liegenden Dörfern Mitteldorf und Zettlach gehören, sind ungefähr 1200 Meter weit von einander entfernt. Die Almhöfen der Mitteldorfer sind zwar auch ganz aus Stein, allein sie sind meist ohne Giebel und vielfach mit einem Teile in die Erde hineingebaut wegen Lawinengefahr. Denn zu beiden Seiten der Talsohle steigt der Berg hang steil zur Höhe, am entgegengelegten rechten Ufer ist er sogar teilweise fast senkrecht bis hinauf zum höchsten Grat.

Bei Gewitter schwellen die kleinen Wässerchen, welche über diesen steilen Hang in großer Zahl herabrieseln, zu brüllenden Wildbächen an, welche im Vereine mit dem von den Felsenwänden zurückgeworfenen, und dadurch verstärkten Donnergerassel ein wahrhaft ohrenbetäubendes Getöse hervorrufen. Dazu heult ein wütender Orkan um die Ecke der Almhöfen und prasselt Hagelkörner auf das Dach und an die Fensterscheiben, daß man glaubt, alle Elemente haben sich verschworen, den Menschen samt seinen Werken zu vernichten, oder das Ende der Welt sei gekommen.

Allein vor diesen Hochgebirgsgeualten fürchtet sich nur der Uneingeweihte. Die Sennnerin sieht, den großen, saftigen Butterkübel treibend, sorglos mit einer Nachbarin, oder mit den Hirten schäkend, am Herdfeuer. Dieses befindet sich in diesen Almen nicht in einer Vertiefung des Bodens, wie dies in den meisten Almhöfen im Juntale üblich ist, sondern auf einem niedrigen, gemauerten Herde,

über welchem in einer galgenartigen Vorrichtung der ungeheure Käsefessel hängt.

Die Sennnerinnen sind auf dieser Alm weder alt noch häßlich; als Hirten werden auch nicht eben alte „Wöber“ (Männer) verwendet, sondern rüstige Burschen. Denn sie müssen fähig sein, manche Strapazen durchzumachen, z. B. bei dem „Galtvieh“ in der Obfenalm bei Regen- und Schneewetter Tage lang ausharren oder auf gefährlichen Pfaden Schafe zusammenreiben. Die Hirten müssen in ihrer freien Zeit auch Holz von fast zwei Stunden weit draußen hereintragen. Das männliche Personal einer solchen Almkolonie, welche durchschnittlich aus 15–20 Almhöfen besteht, setzt sich zusammen aus dem Kuhhirten mit Gehilfen, dem „Döfner“ mit Gehilfen und dem „Schafler“ (Schafrhirt).

Das Leben und Treiben in dieser Alm ist zumeist ein fröhliches. Die Sennnerinnen leben in dieser weltabgeschiedenen Berg einsamkeit friedlich beisammen. Während des Tages bereiten sie Butter und einen außerordentlich schmackhaften „grauen“ Käse, reinigen die Almhöfen, auf deren Sauberkeit sie ihren Stolz setzen, und scheuern und reiben die hölzernen Milchgefäße so lange, bis sie das entsprechende gelblichweiße, sehr reinliche Aussehen haben, wie es der Brauch verlangt.

(Schluß folgt.)

Preiswettbewerb „Östirrols Natur-schönheiten in Wort und Bild“.

Seitens des Fremdenverkehrs-Ausschusses der Stadtgemeinde Wien wird uns folgendes Ergebnis des Preiswettbewerbes mitgeteilt:

Die eingesandten Plakatentwürfe u. Lichtbilder entsprachen vielfach nicht den im Ausschreiben festgesetzten Bedingungen. So trugen viele Arbeiten nicht nur das Kennwort, sondern auch den vollen Namen des Urhebers. Solche Arbeiten mußten ausgeschlossen werden. Von den dann noch verbleibenden Arbeiten erhielten für

Reklameplakatentwurf
Ing. Oberbaum Julius Henne (Wien)

Kennwort: „Alpenzauber“,
Hermann Egger-Sigwart (Wien)

Kennwort: „Festhor“
Preis zu je 250.000 Kr.

Johann Pachter (Wien) wurde seitens des Preisgerichtes die belobende Anerkennung ausgedrückt und eine Prämie von 50.000 Kr. zugesprochen.

Lichtbilder:
Dr. Edmund Bergerer (Wien), Kennwort: „Heimat“

Preis 100.000 Kr.
Dr. Josef Högl (Wien) konnte, da seine eingesandten Bilder leider Namenszeichnung tragen, nur die belobende Anerkennung ausgesprochen werden.

Heimatliteratur.
Es wurden 6 Preise zuerkannt und zwar zu 250, 200, 150, 120, 100 und 80 Tausend Kronen. Die Preisträger sind nach obiger Einreichung der Preise:

1. Pfarrer Josef Kugler (Veitsch), Kennwort: „Geschichtsfreund“;

2. Professor P. P. Pasler (Wien), Kennwort: „Heimat“;

3. Ignaz Ingruber (Wien) für zwei Arbeiten, Kennwort: „Lannforst“, „Die Sunn-ögger“;

4. Fanny Bibmer-Pedit (Wien), Kennwort: „Erlenheim“;

5. Frau Paula Flögl (Wien), Kennwort: „Die Saligen“;

6. Maria Walder (Lehrerin in Matri i. O.) Kennwort: „Bergheimat“.

Die preisgekrönten Arbeiten gehen in das volle Eigentum und in das alleinige Verwertungs- bzw. Veröffentlichungsrecht der Stadtgemeinde über. Die nicht mit Preisen bedachten Arbeiten können beim Stadtgemeindevorstand Wien behoben werden. Für die Veröffentlichung bzw. Ausstellung der Preisarbeiten wird der Fremdenverkehrs-Ausschuß der Stadtgemeinde Wien Sorge tragen.

Herausgeber, Eigentümer und Verleger: Östirrols Preisvereinigung; Drucker: J. O. Mahl (Sons Mahl), verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Rich. Schneider, Sämtliche in Wien.